

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

5.3.1922 (No. 10)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 10



5. März 1922

Goethe von Georg Brandes.

Besprochen von Edmund von Sallwürf.

Der große dänische Literaturforscher eröffnet sein Werk mit der Bemerkung, daß nichts überflüssiger sein dürfte als ein neues Buch über Goethe, da schon viel mehr über ihn geschrieben worden sei, als er selbst bei allem seinem Fleiß geschrieben habe. In der Tat haben uns gerade die letzten Jahre große, wertvolle Goethebücher gebracht, die, wie man annehmen sollte, den jetzigen Stand des Wissens über den Dichter genauestens angeben. Philosophisch orientiert sind die Werke von Chamberlain und das von Simmel, unter dem Gesichtspunkt der modernen Literaturauffassung mit feinnerviger Kunst der Einfühlung ist das von Gundolf geschrieben. Weniger charakteristisch, aber inhaltsreich und interessant erscheint die große Goethebiographie von Ludwig, während die neue Arbeit von Bode, die Goethes Leben zusammenfassend darstellt, wie alle Goethebücher des betriebsamen Verfassers nur Material, auch einiges neue, bietet, unser Urteil über den Menschen und Dichter aber durchaus nicht irgendwie bestimmen kann. Und nun kommt noch Brandes, ein Gelehrter von so hohem Range, daß er etwas ganz besonders Eigenes zu sagen haben muß, um seinem Ruf gerecht zu werden. Wie weit es der Fall ist, daß er uns aufhorchen macht, wie weit die wissenschaftlich neue Aufklärung von ihm erhält, soll in Folgendem skizziert werden. Aber zunächst ist zu beachten, was es für uns ohne Kenntnis des Buches bedeutet, wenn Brandes über Goethe schreibt.

Es ist wahr, über Goethe ist alles geschrieben, was zu schreiben ist, aber wie jedes Zeitalter sich neu zu ihm einstellt und ihn aus den Anschauungen der jeweiligen Gegenwart beurteilt, so stellen wahrhaft bedeutende Künstler, wenn sie über Goethe reden, in erster Linie ihre eigene Stellung zur Literatur fest und orientieren sich letzten Endes selbst im Reich des Geistes, in dem seine mächtige Unversalität ein unbestritten Absolutes bedeutet. In seiner Einleitung gibt Brandes einen lehrreichen Ueberblick über das Hin und Wieder im Urteil des Auslandes über den deutschen Dichter und zeigt, daß seine Schätzung eine sehr bedingte ist. Nicht nur die kindische Verachtung Frankreichs, die während des Krieges sich mit Lust gegen Goethe wandte, untergrub die sicher geglaubte Meinung von Goethes Größe, sondern auch gewichtige Stimmen des andern Auslands wollten an ihm mäkeln. Nun tritt der bedeutende Kenner der Weltliteratur auf den Plan und schreibt gerade in den zwei ersten Kriegsjahren ein Buch über den größten Deutschen. „Goethe blieb mir das ideale Deutschland. Er blieb mir teuer durch sein erhabenes Gleichgewicht, durch die vollendete Harmonie seines Wesens, ferner weil ich nicht Mächte außerhalb oder über der Natur anerkannte, und weil

Goethe mir der große, den Kampf entscheidende Protest gegen den Supranaturalismus war, endlich weil ich die Kunst leidenschaftlich liebte und weil Goethe mir auf zwei oder drei Gebieten der Künstler über alles andere war. — Von Goethe kam mir der Ruf: Verstehe! — Ich hatte von ihm gelernt, im Einzelnen nie das Ganze aus den Augen zu verlieren.“ Will man den Verfasser literarisch festlegen, so tut man es wohl am besten so, daß man ihn mit den großen Literatoren des alexandrinischen Altertums oder mit den Humanisten vergleicht. Das sachliche Material beherrscht er vollständig; es ist ihm in jedem Augenblick immer gegenwärtig; er ist eine lebendige Goethebibliothek. Seine intime Kenntnis der Weltliteratur läßt die Einzelkenntnisse um den einen Punkt Goethe kristallisieren, und die Fäden des Urteils schießen herüber und hinüber. So ist das erste Neue an seinem Buch die im guten Sinne internationale Einstellung. Dabei zeigt es sich, und Brandes stellt es mit Freude immer wieder fest, daß Goethe immer original bleibt. Wenn auch für ihn gilt: je prends mon bien où je le trouve, so konnte er das wagen infolge der ungeheuren Schöpfungskraft, die alles Fremde ihm zum lebendigen Eigentum machte. Und er ist immer ein durchaus deutscher Genius geblieben; in ihm ist eben, wie Brandes sagt, das ideale Deutschtum zur Tatsache geworden. Brandes selbst sucht die Originalität seines Werkes darin, daß es den ersten Versuch darstelle, ohne Rücksicht auf das sachlich Zusammengehörnde die Persönlichkeit Goethes aus der Zelle zu entfalten. „Hier gibt es keine Rubriken; es findet sich kein zusammenfassendes Kapitel über Götze oder über die Pythie oder über Wilhelm Meisters Lehrjahre, nicht einmal — so sonderbar es vorkommen mag — ein Kapitel über Faust.“

Auch Gundolf will Goethe aus seinen geistigen Wurzeln erfassen und gibt, ebensowenig wie Simmel oder Chamberlain, keine Biographie. Aber Gundolf ist selbst ein Dichter, ein mit empfindlichsten Nerven des Künstlertums ausgestatteter Schöpfer. Dem gegenüber ist Brandes vor allem Literat. Ihn interessiert zunächst das Werk, und von da aus gelangt er zum Wesen des Dichters. Danach ist natürlich sein Buch historisch entwickelt; aber das Biographische verbindet nur die literarischen Urteile. Psychologisch dringt er wohl kaum so tief ein wie die deutschen Gelehrten. Ein Punkt scheint mir das gleich deutlich zu bezeichnen. Die Neigung Goethes zur Mystifikation beurteilt Brandes anlässlich der Verkleidung in Jenseheim als Aeußerung seiner Vorliebe fürs Theater. Aber je mehr Goethe mit dem Theater verwich, je reifer er wurde, desto mehr verlor sich diese Lust zur Mystifikation. Nur in dem „Märchen“, also literarisch, kommt sie wieder zum Vorschein; im zweiten

Teil d. 3 Faust liegt durchaus nicht, wie der Laie wohl sagt, die Neigung zur Mystifikation vor, sondern es ist darin für den Kenner alles ganz klar. Nein, Goethe besaß eine ungeheure Macht der inneren Persönlichkeit und war sich als junger Mensch dessen sehr wohl bewußt, wie vielfach er sich selbst in nebenhlichen Dingen restlos ausgab, ja fast prostituierte. Die bitteren Worte Fausts, daß man die, die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, von jeder gekrenzt und verbrannt habe, beruhen auf peinlicher Lebenserfahrung. Auch die seltsame Abneigung des (selbst kurzichtigen) Goethe gegen Brillengläser führt auf seine Abneigung davor zurück, sich allzu genau beobachten zu lassen. Er hat sich als „Olympier“ dann mit Erfolg in eine wirkungsvolle Unnahbarkeit gehüllt. Also, die Mystifikation ist ein Selbstschutz; er wollte sich ausgeben und doch das Vorrecht der eigenen Persönlichkeit nicht veräußern, und so verhielt er sich gerade der Jugendliche mit Vergnügen hinter fremder Erscheinung.

Mit Recht betont Brandes die Unmännlichkeit der Goetheschen Helden und weist darauf hin, wie er das tiefste Empfinden in weibliche Seelen legt. Hier wäre festzustellen, daß Goethe ein in hohem Grad (und im besten Sinne) femininer Charakter war. Er ist Lyriker, kein Dramatiker. Man denke nur, daß schon sein Götz im Lehnsstuhl an Altersschwäche stirbt, daß „Egmont“ mit einem Sprung ins Opernhafte schließt. Schiller, der nur dramatisch Begabte, läßt ein Weib, Maria Stuart, hinrichten; der Mann und Kriegsheld Egmont schlummert in das Unbewußte hinüber. Wenn man an das bekannte Wort von der Konfession denkt, die Goethes Werke bedeuten, so versteht man, warum er gerade in weiblichen Charakteren das Höchste geleistet hat. Das Urteil von Brandes über Kili scheint nicht ganz gerecht; diese großartige Persönlichkeit traf auf ihrer Bahn nur zu früh mit ihm zusammen, damals, als er sich noch nicht ganz besaß. Erst Frau von Stein gab ihm den Besitz seiner in sich vollendeten Persönlichkeit, und dann vereinigten sich Goethe leider mit Aristianes gemeiner Sinnlichkeit. Wundervoll stellt Brandes das Zusammentreffen Goethes mit Napoleon dar; er sei der einzige Mensch gewesen, der Goethe ebenbürtig war. Das mag nach mancher Hinsicht wahr sein; aber Kili war es gewiß ebenso, ja, sie war ihm seinerzeit eben überlegen, und daher kam der Bruch.

Wundervoll ist auch alles rein literarische gelungen. Die plastische Phantasie, die gestaltbildende Kraft des Dichters wird an den Figuren des Meisterromans überzeugend dargestellt. Mignon und Philine zeichnet Brandes mit künstlerischem, freudigem Nachempfinden. Voller Humor ist das ausschlußreiche Kapitel über Dichter und Frauen und hierin wieder die sehr wohl gelungene Beurteilung der Bettina. Da Brandes Goethes Leben aus der Ferne erfassen will und es vermeidet, Zusammenfassendes über dies und jenes Werk zu sagen, werden

die Dichtungen so, wie sie sich in ihren Teilen im Laufe der Zeiten ergeben, dargestellt. Das hat den Vorteil, daß das Einzelne aus dem Gesamten entwickelt wird, daß man also beobachtet, wie sich die geistige Tätigkeit Goethes in einer Epoche, die Stellungnahme zur Geschichte seiner Zeit, zur Politik, Wissenschaft also in einer Dichtung abklärt. Aber man muß doch auch an Goethes Abneigung gegen die zerstückelnde Art denken, mit der z. B. Vach in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft die Natur betrachtete. Besonders kommt auf diese Weise der zweite Teil des Faust entschieden zu kurz, dessen Bedeutung für Goethes Wesen nicht entsprechend gewürdigt wird. Es fragt sich, ob Schiller nicht gegen Goethe zu stark in den Schatten tritt, wo doch Goethe an den verhältnismäßig jungen Dichter schreibt, auch er rechne von dem Tag seiner Bekanntschaft mit ihm eine Epoche (nicht einen „Abschnitt“, wie das sonst gut übersehbare Buch sagt). Wichtig wird aber wieder betont, daß Goethe nach Schillers Tod vereinsamt war und blieb.

Der Deutsche wird dies Buch mit inniger Dankbarkeit begrüßen, wenn er auch natürlich nicht mit allem einverstanden sein wird. Es stellt den Idealtypus eines Menschen im Idealtypus eines Deutschen dar und zeigt der Welt, welche unvergängliche Werte unser Land ihr doch zu geben wüßte. Das Wort „goethereif“ wird einmal so gedeutet, daß wir an Goethes Vorbild in die Höhe gelangt und gestürzt seien infolge unseres Abfalls von ihm. Diese zentrale Stellung Goethes im deutschen Geistesleben ist prachtvoll festgelegt. Aber das Buch macht doch den Eindruck, als ob es in erster Linie für Ausländer, besonders für Dänen geschrieben sei. Es werden Stellen ausführlich wiedergegeben, die der gebildete Deutsche auswendig weiß, ohne daß sie in ein neues Licht gerückt würden. Auch sonst haben wir einen Nicht-Deutschen in dem Verfasser vor uns; das hat seine Vorteile und seine Nachteile. Wer Goethe nicht genau kennt, weiß wohl nichts Rechtes mit dem Buch anzufangen. Dem Kenner sagt es aber, in dem, was wir anerkennen, und dem, was wir bedenklich finden, immer Interessantes. In unseren Tagen darf mit besonderer Bewunderung und Dankbarkeit betont werden, daß das Buch durchaus verständlich geschrieben ist. Während man sich bei Gundolf, Simmel und Chamberlain oft recht minderwertig vorkommt und sich beschämt fragt, ob denn die andern Leser all das Tiefinnige verstehen, was in diesen Büchern steht, begleitet man beruhigt den Dänen auf allen seinen Wegen. Denn er schreibt mit der abgeklärten Sicherheit des Alters ohne Präntension, ohne Geistesreihelei und ohne Sinn für das Verblüffende. Auch nach dieser Seite kann uns Deutsche der Ausländer belehren, und dankbar nimmt man sein Buch als Erholung in die Hand nach der oft vergeblichen Mühe, die man sich mit der unklüßlichen, ungeläuterten Mystik Steiners, der paradoxen Konstruktion des an sich ja gewiß großartigen Spengler und der raffinierten Subjektivität Keyserlings hat geben müssen.

Emil Kaut / Zur Ethik des Feuilletons.

Leopold von Ranke hat es einmal ausgesprochen, wie unüberschaubar das Werden des modernen deutschen Staatsgebildes dem Entwicklungsgang der deutschen Dichtung verbunden ist. (Von allen Deutschen keiner, man gestehe es, wäre, was er ist, ohne die deutsche Literatur.) Ranke hat dabei vorzüglich wohl den deutschen Klassizismus und die Romantik im Auge gehabt. Wie hier die Wechselwirkungen von dichterischer Weltanschauung mit politischer Ueberzeugung und Einstellung einander folgen, ergänzen, durchdringen, fortführen, wie künstlerischer Ethos in politischer Theorie und diplomatischer Praxis unvermutet lebendigste Ergebnisse auszulösen, wie Wahngelüste — dies ohne jegliches Werturteil gemeint — im Lärm des Staatenverkehrs zu Faktoren zu werden vermögen, die ganzen Menschenalter bis in die zartesten Verästelungen öffentlichen und privaten Denkens und Tuns Inhalt und Form geben, das hat neben anderen mit vollendeter Meisterschaft Friedrich Meinecke in seinen mannigfachen Arbeiten einer weiten deutschen Gebildetenwelt deutlich gemacht.

Auch in einer andern Hinsicht, wennschon sie reichlich banal erscheinen mag, darf man die bestimmende Wichtigkeit des deutschen dichterischen und, was wir nun an dieser Stelle hinzufügen wollen, wissenschaftlichen Schrifttums für das allgemeine Leben des deutschen Staatsbürgers der Gegenwart betonen. Wer erkennt heute noch die rein raumtechnisch vom Schriftleiter und Seher aus gesehene und die inhaltlich in irgend einem Sinne vom Leser erwogene Bedeutung des Feuilletons? Was ursprünglich krasse Not war, dünkt viele in unseren Tagen die einzige Tugend neben lauter leider unvermeidlichen Uebeln. Aus dem durch unberedenbare Zu- und Eingriffe einer landesherrlichen Zensur notwendigerweise bereitzuhaltenden Ersatzfutter für neugierklüßterne Leser ist heute der wenn keineswegs durchgängig so doch manchmal wert- und charaktervollste Teil unserer Zeitungen geworden.

Die Tagesblätter sind nicht nur die Träger der sogenannten öffentlichen Meinung sekundär, derart, daß die Stimme

des Volkes hier zu Wort zu kommen verlangt, sondern auch primär An- und Erreger der vollklüßigen Anschauungen. Man weiß doch, wieviel der ehrfame Alltagsmensch, um keinen näher definierenden, aber bissigen Ausdruck zu gebrauchen, auf die Ansicht seines Blattes gibt. Da er selbst meist keine sehr klare Ueberzeugung hat, so klammert er sich krampfhaft an das Letzte, was ihm soeben zum Morgenkaffee, Mittagmahl oder Abendbrot — es kommt auch hier einzig auf den Umfang der Briefstafel an — zur „geistigen Würzung“ verabreicht worden ist. Noch schlimmer als der Politik gegenüber (wo man immerhin von Herzen schimpfen zu dürfen nicht zweifelt; ein Vergnügen, das sich augenblicklich vor allem die ausgiebigst gönnen, denen früher selbst die zarteste, zahmste Kritik am Staat und seinen Lenkern ein wahres Verbrechen schien) fühlt man sich häufig in Fragen der Kunst, des Theaters, der Wissenschaft sehr unliebbar auf den öden Sand des Nichtmitredenkönnens verschlagen. Es scheint also ein wahres Glück, daß seit mehr als einem Menschenalter die Zeitungen hier eine Bedürfnisfrage in zustimmendem Sinne beantwortet haben; ein endloses Heer verständnisvoller Kundiger wie enselischer Nachschwäger, deren Wirkung aber niederschmetternd genug der eines autoritativ unfehlbaren Vorbeters gleicht, zückt allwöchentlich die funktionsreiche Feder und referiert mit williger Einfühlbarkeit, abgegriffenster Klischeeroutine oder unrettbarer Beschränktheit getrennt, was immer Neues musiziert, gedichtet, gesprochen, gemalt, wissenschaftlich erkannt und erreicht, und schließlich — gefilmt wird.

Die materiale wie ethische Bedeutsamkeit der gesamten Leistungen „unter dem Strich“ erweist sich von selbst. Die wenigen an solcher Stelle zur Verfügung stehenden Spalten reichen meist schon gar nicht mehr aus, den angebotenen Stoff zu veröffentlichen. Die wöchentlichen Literaturbeilagen, die sonntäglichen, teils rein unterhaltenden, teils allgemeinverständlich wissenschaftlichen aus allen Disziplinen abhandelnden Beigaben verlangen nicht weniger unbestreitbares Daseins-

recht wie die Kurzsattel und allmontaglichen Sportnummern. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß diese Bedeutsamkeit infolge unserer gesamten wirtschaftlichen wie kulturellen Lage in Zukunft noch recht beträchtlich zunehmen wird. — Haben wir in Deutschland eine Anzahl bedeutendster Fachzeitschriften, fehlt es nicht an einigen rein literarischen, die auch dem gebildeten Laien Anregendes bieten wollen, so weiß man doch, wie sehr diese verteuert werden müßten, einem wie umgrenzten Leserkreise sie zugänglich sind. Auch die Bibliotheken und Lesesäle stellen jeweils nur ein, höchstens zwei Exemplare zur allgemeinen und zeitlich oft recht beschränkten Benutzung, so daß die Mehrzahl der an diesen Dingen Interessierten kaum in der Lage ist, viel weniger bleiben wird, auch nur einigermaßen dem künstlerischen und wissenschaftlichen Geschehen fern zu folgen. Hier muß und wird wohl naturnotwendig die Tageszeitung in die von der Ungunst der Umstände geschlagene Bresche einspringen. Der Prozeß ist bereits im Gang; er entwickelt sich auswärts, wenngleich bedenkenregende Mißstände ebenso prompt da und dort zur Stelle sind. Sie aufzudecken und immer wieder zu beobachten, auf daß keine allzu große ideelle Schädigung der gar leicht allerlei unverantwortlichen Suggestionen verfallenden Leserschaft eintrete, scheint eine unabwiesbare Pflicht dessen zu sein, der allen tatsächlichen sogenannten praktischen Erfahrungen zum Trotz an die Möglichkeit einer zu hebenden Volksbildung glaubt.

Der Rahmen einer wissenschaftlichen Zeitschrift garantiert — wenigstens nach der Seite des Dilettantischen hin — durchschnittlich ein gewisses achtbares und zu beachtendes Mindestmaß wissenschaftlicher Begabung und Leistung. Die Tageszeitung ist dazu aus inneren und äußeren Gründen nicht imstande. Sie kann große Fachgelehrte mit Rücksicht auf den laienhaften Leserkreis meist nicht verpflichten, und diese Herren sind vielfach reichlich spröde. Fachprobleme interessieren nicht immer eine weitere Öffentlichkeit; außerdem gibt es kluge und verständnisvolle Leute außerhalb des Kunstgebietes — irgendwelche Proportionen apodiktisch aufzustellen, unterfangen wir uns nicht —; sie haben das Recht, gehört zu werden und wollen in den täglichen Organen nicht auch zum Schweigen verurteilt sein. Andererseits droht gerade aus diesen Reihen die Gefahr einer Urteilsverbildung der Leserkreise. Man mag ein großer „Literaturfreund“ sein, das schließt künstlerisches Empfinden und wägenden Geschmac noch lange nicht ein; man mag dieses beides besitzen und trotzdem unberechtigt bleiben, öffentlich Kritiken (weldi schredliches Wort eigentlich!) und literarische, ästhetische oder sonst geisteswissenschaftliche Aufsätze zu schreiben. Was in jeder sogenannten exakten Wissenschaft — welches ein gänzlich relativer Begriff ist, der für eine Theorie der Wissenschaften allerhöchstens einige ganz äußerliche Formale, nie und nimmer aber ethische, den inneren Wert beeinflussende Bedeutung besitzt — recht und unangefochtene Selbstverständlichkeit ist, sollte auch in Kunst- und Geistesfragen nur billig sein. Wer von Mathematik oder einer Naturwissenschaft nichts versteht, läßt meist von selbst die Finger davon und hält den beredten Mund; einem Quacksalber und Kurpfuscher wird sogar von Staats wegen das Handwerk gelegt und mit Recht; nur Dichtung und Kunst sind noch so vogelfrei, daß jeder (von der noch nicht entschummerten Zensur einmal radikal abgesehen) mitzureden sich erdreißet, der Buchstaben lesen kann. (Die Ueberflügen werden dabei zuweilen hinterhändig und fühlen sich verpflichtet, harmlosen Kinderge-schichten ein philosophisches Mäntelchen anzuhängen, das einem vor solcher Unnatur nur Mitleid mit der geistigen Ueberfätigkeit solcher dilettantischen Geschmäcker ankommen kann.) Mehr Verantwortungsgefühl, das sollte auch hier die Parole sein. Indessen der gute Wille etwa lediglich der verantwortungsbewußt sichenden Schriftleiter tut es nicht; eine Unterstützung von außen darf nicht versagt werden.

Die Wissenschaft wird nicht umhin können, künftig weniger exklusiv gegen die Spalten der Tageszeitungen sich zu verhalten. Sie wird außerdem, wenn sie schon bisher nicht ganz unzugänglich gewesen ist, mehr als zuvor die Geste der gnädigen Spenderin fallen lassen müssen. So wenig jede Kleinig-

keit, die dem Kreis von Fachgelehrten aufschlußreich sein mag, auf das Interesse einer großen Gemeinde zählen darf, so sollte niemals das Gefühl gewedt werden, als ob, in Wirklichkeit belanglose Schnitzel aus größerem Vorrat gerade noch gut seien, ein bißchen Zeilenhonorar einzutragen. Es muß verhindert werden, daß durch fälschlicherweise wissenschaftlich aufdrapierte Mätzchen oder Abfallstücken schließlich nichts anderes als Halb- und Unbildung der natürlich meist unkritischen Leser hervorgerufen wird.

Vor allem darf die Mühe nicht als Elefant angesehen werden. Auf Indolenz braucht nicht mit Uebergeheißigkeit reagiert zu werden. Die Gefahr liegt nahe, daß ein an sich noch nicht zu verurteilender Lokaleifer die wünschenswerte Klarheit bei Anlegung von Wertmaßstäben umnebelt. Jede Kleinigkeit aus verstaubten Aktenstößen beweist noch keine historische Gewichtigkeit; womit nicht gesagt ist, daß abseits großer Heerstraßen Liegendes mitunter ebenso eindringlich von der Vergangenheit zu künden weiß als die Zentren menschlichen Lebens.

Die Zeitung muß sich endlich einmal aufraffen, nicht nur in Politik und Wirtschaft, sondern auch im Geistigen Sprachrohr zu werden. Wenn überhaupt noch die Möglichkeit eines überparteilichen geistigen Zusammenhangs besteht, die man mitunter wohl bezweifeln mag, so sollte sie durch die Dichtung und im weitesten Sinne zuchtvolle Geistigkeit genährt werden. Die lebenden deutschen Dichter müssen nicht nur im unerschwinglichen Buch, sondern durch die allerorts zugängliche Tagespresse zu den Deutschen sprechen.

Die Ethik des Feuilletons, das heißt der nicht nur theoretische Grundsatz, immer nur Echtes, Gediegenes, Zuverlässiges zu bringen, bedarf also zur Verwirklichung eines — vorerst noch ungenügenden — Mindestmaßes materieller Fundierung. Privatgelehrter zu sein ist einem deutschen Wissenschaftler schon gar nicht mehr möglich, weil in solchen Kreisen durchgängig die Beziehungen zu den jetzigen Reichen fehlen, ohne deren Mithilfe aber ein solches Dasein aber nicht lebensfähig ist.

Es wurde schon im Laufe dieser Ausführungen darauf hingewiesen, wie die Zeitung immer mehr ein Ersatz für die Haltung einer guten unterhaltenden oder populär wissenschaftlichen Zeitschrift werden wird. Der ausgesprochene Gelehrte hat ja vorderhand noch auf Bibliotheken die periodisch erscheinende Fachliteratur zur Einsicht; indessen der interessierte (nicht nur neugierige) Laie hat gleichfalls ein Recht, wenigstens dem großen Zug geistigen Lebens betrachtend zu folgen. Ihm erwächst dann freilich die Pflicht, unter Umständen ein höheres Abonnementgeld zu entrichten (das etwa dem erspart bleiben mag, der nur auf Telegramme und Stadtnachrichten Wert legt). Ich verkenne nicht, daß da die Schwierigkeiten einsehen und um so mehr, als hier wieder wie immer in viel weiterem Umfange der fehlende gute Wille als das finanzielle Können der Zeitungsbezieher ausschlaggebend wird. Man braucht noch lange nicht zu hungern (vor allem nicht in den Kreisen, die festbesoldet und pensionsberechtigt heute am meisten vom Essen reden) und könnte doch ein wenig mehr für Geistiges übrig haben. Der Idealismus, der auf die Margarine auf dem ja jetzt wieder kräftigen Brot zugunsten eines Buches oder einer inhaltlich wertvolleren Zeitung verzichtet, scheint ganz im Aussterben. Vielleicht aber zwingt gerade die allgemein wachsende Teuerung, die uns einen wiederholten privaten Konzert- oder Theaterbesuch einfach verbietet, doch zur Energie zugunsten geistiger Notdurft. Dann wird die Ethik eines erst noch zu schaffenden deutschen Feuilletons — der deutsche Name soll nicht gesucht werden, denn er stellt, ist erst die Sache selbst da, alsbald sich ein — nicht mehr Forderung, sondern schlichte Wirklichkeit, die Zeitung aus der bisherigen Keiferin oder alten Klatschtante der Seismograph der Schwingungen deutscher Geistigkeit. Vielleicht hat dann der Abbau des Teiles „Gerichtssaal“ endlich Aussicht, durchgeführt zu werden, dieses vielleicht beschämendsten Kapitels von Spekulation auf klügliche Nerven jatt moralisierender Philister beiderlei Geschlechts. Die Volksbildung hat wohl ihren Gewinn davon. Lediglich der gute Wille würde Ersäunliches wirken. Ob er sich findet?

Ludwig Finckh / Die Zizenhausener Figurenmaler.

Auf den Kachelöfen des Landes um den Bodensee trifft man noch alte, merkwürdige, farbige Figürchen an, die, meist in Gruppen beieinander, durch ihre Sprache volkstümlicher Komik aufhorchen lassen und aus einer einzigen Hand zu stammen scheinen. Als Zizenhausener Figuren laufen sie im Volksmund. Da sind drollige Musikanten mit ihren Instrumenten bei einem Konzert, 12 verschiedene, samt dem stampfenden Dirigenten. Ein gelber Postwagen mit braven Säulen und Postillon die Verkürzung in der Plastik naïv durchgeführt und im Gepäckkasten hinten ein blinder Passagier. Zwei Gratulanten mit Blumensträußen in Biebermeiertracht. Ein Totentanz, mit 42 Figuren. Eine Krippe mit 300 Figuren. Don Quixote und Sancho Panza. Juden und Christen, Händler und Bauern;

der Jäger Raimund von Pulverrauch aus Basel mit Jagdhund und Hasen.

Es ist schön und seltsam, wenn sich eine Kunstfertigkeit 160 Jahre lang in einer einzigen Familie erhält und fortpflanzt, und darum will ich, nun, da er tot ist, von dem alten Andreas Sohn erzählen, dem letzten Figurenmaler von Zizenhausen. Zu Lebzeiten wollte er nichts davon wissen, er fürchtete den Ansturm von Aufträgen, dem er nicht mehr gewachsen sein könnte.

Der Großvater, Franz Joseph Sohn, war Schwabe und lebte ums Jahr 1770 im Ravensburgischen, in Kämmerzhofen, als Schreiner. Daneben knetete er aus Ton kleine Heiligenfiguren, die er bemalte und an den Kirchenseiten in der

Nachbarschaft verkaufte. Dieser Drang zur schöpferischen Betätigung muß ihm viel Freude gemacht und auch klingenden Lohn eingebracht haben. Sein Sohn Anton wurde von vornherein auf die vom Vater erdachte Kunst hingelernt. Aber er kam aus seinem schwäbischen Dörflein heraus, er sah die weite Welt und wurde von ihr befruchtet. Nach einem längeren Aufenthalt in Italien wuchs ihm nun eine Reihe von Figuren aus den Händen, aus der Geschichte, aus der Politik, aus dem täglichen Leben, oft mit einem Stich ins Possenhafte, die seinen Ruhm begründeten. Man sieht diesen Figuren an, daß ein phantasiereicher Meister, fremde Einflüsse verarbeitend, seiner Laune die Zügel schloß und einen eigenen Stil in Behr-erde schuf, der ihm gehörte. Viele dieser kostbaren Gestalten müssen im Leben herumgelaufen sein. Man kannte sie, hier und da, er schob, indem er sie wichtig-bildhaft festhielt, den Vogel ab, seine Werkchen gingen ab wie warme Breden.

Ums Jahr 1800 kam Anton Sohn nach Bizenhausen bei Stockach in Baden. Die einfache Werkstätte füllte sich mit Bildnissen, Vorlagen, Aufträgen, und die Bizenhausener Industrie wurde weltbekannt. Gute Zeichner, aus der Schweiz und aus Frankreich, lieferten ihm Entwürfe, die er mit geschickter Hand in die Kneterde umsetzte. So war das kleine Haus im badischen Bodensee-Hinterland eine Stelle geworden, die große Kunsthäuser in Paris und Basel in Nachahmung setzte. In ihren Katalogen waren die Figuren abgebildet. Ausländer, die an den Bodensee kamen, wollten sich Gruppen der originellen Terratotten sichern.

Karl Joho / Aus der Irrenanstalt Illenau.

Das schene Gefühl und das geheime Gruseln, das das Wort „Irrenanstalt“ auslöst, kenne ich genau und habe es, ehe mich beamtliche Tätigkeit in jahrelange, eindringliche Beziehungen zu den Heil- und Pflegeanstalten unseres Landes gelehrt hat, ebenso empfunden. Das anscheinend schwer auszurottbare Vorurteil nach bescheidener Möglichkeit zu zerstreuen, möchte Kern und Absicht dieser Laien-Plauderei sein.

In schlechten Romanen und in mündlichem Ueberkommen sieht eine Irrenanstalt etwa so aus: Eine düstere, mauerbewehrte Häusermasse mit kleinen vergitterten Zellenfenstern, unwirtlich von einer unheimlichen Stimmung, umwittert von qualvollen Schreien, belastet mit dem aufwürgenden Verdacht, daß hier ein reicher Erbe von schurkischen Verwandten trotz blühender Gesundheit in lebendigem Tode vergraben sei. Nehmen wir noch ein Pantovoll, selbstverständlich roher, Wärter und ein parfanatisch-alibende Schwestern hinzu, drehen eine dicke luke Brause auf, knebeln die Zwangsjacke zu, öffnen die Gummizelle, dann haben wir die Elemente der Irrenanstalt aus dem Kolportageroman ungefähr beisammen. Nun ist auf dieser im Wesentlichen gar nicht so dummen Welt nichts von ungefähr. Was da so fabuliert wird, sind verzerrte, vergrößerte, phantastisch gehobte Rückstände aus alten, glücklicherweise versunkenen Zeiten, in denen tatsächlich das „Narrenhaus“, sich von einer Korrekturenanstalt schlimmster Art nicht unterschied. Die Geisteskrankheit wurde eben vom Zeitgeist verschieden gedeutet. Es war im Mittelalter, das sich in diesem Fall bis in die Neuzeit und bei allzubilligen Denkern bis — auf unsere Tage erstreckt, die Geisteskrankheit nicht ein Unglück, gleich der Zuckerkrankheit, der Tuberkulose und so fort, sondern der Teufel höchstselbst trieb in den unglücklichen, von seelischer Krankheit Besessenen ein höllisches Wesen. War es da ein Wunder, daß man mit Feuer und Schwert dagegen ankämpfte und, wie es immer auch in andern Dingen geschieht, den Teufel mit dem Belzebub austreiben wollte! Ein Durchblick zu den Wechselwirkungen von kirchlicher Religion und Krankenbehandlung in verschiedenen Zeitaltern wäre überaus aufschlußreich, aber er gehört nicht hierher und wäre zudem für eine friedliche Plauderei gefährlich. Auch ist der Mediziner kein Christ, wie es, allerdings in einem erheblich andern Sinn in dem Studentenlied von der „Filia hospitalis“ heißt.

Lassen wir also Polemik wie die Romanirrenanstalt so weit hinter uns, wie das älteste Irrenhaus Badens (das vor genau sechshundert Jahren von der Markgräfin Luigard in Pforzheim gegründete Spital für elende und arme Sieche und vom Markgrafen Karl zu einem Waisen- und Zuchtstift für „Kaisende“ erweiterte Asyl) und schreiten eines sonnigen Sommertages durch die schöne Doppelallee, die von Achern aus mit Miel auf Bischenberg, Brigittenschloß, Brandmatt, Breitenbrunn, Hornisgrunde nach der Illenau führt. Eine klösterliche Ruhe atmet uns entgegen und als uns der Pförtner gegen den Innenhof geleitet, haben wir wiederum eine ferne Ahnung von einem Kloster. Wenn es auch gewiß nicht die Hallen der Portunkula sind, so weht doch wahrhaftig was von der göttlichen Landschaft Umbriens darüber und wem es in friedvoller Erfüllung einstens zuteil geworden, vermag den süßen Poverello, den heiligen Franz von Assisi, selber verspüren. Der Sortung-

Anton überlieferte die Kunst dem Sohne Theodor und dem Enkel Andreas, der sie bescheiden und unermüdet fortbildete. Als ich ihn im Herbst 1919 sah, war er ein alter Mann mit weißem Bart und kränklich. Der Schmerz um den einzigen Sohn und zukunftsreichen Nachfolger Theodor, der im Krieg gefallen war, hatte ihm die Haare gebleicht. Auf seinem Tisch standen die gelblichweißen, gebrannten Figuren und Köstchen mit Farbentöpfchen, aus denen er seine Geschöpfe bemalte. Er brachte mir die Geste, in denen die Studien und Entwürfe von 5 Generationen niedergelegt waren, und sorgte sich, ob der kleine Enkel, der noch in die Schule ging, einmal das Erbe antreten könnte. Er hatte ihm die tausend Modelle sorgsam in Kisten verpackt, damit der Junge sie einst vorfinden würde, wenn es Zeit sei.

Im Frühjahr 1920 ist Andreas Sohn gestorben. Die Zeitungen brachten wenige Zeilen, es gab wichtigeres zu tun; aber ich nahm mir vor, sein Gedächtnis zu erhalten.

Die Bizenhausener Figuren sind keine Kunst im Sinne der Westheten. Sie sind primitiv in der Technik, und es ist leicht, Fehler, Verzeichnungen und Stämperhaftigkeiten an ihnen nachzuweisen. Dennoch sind sie vorzüglich. Der Mann vom Volk hat seine Freude daran, sie sind der Ausdruck einer gesunden, starken, kunsthaften Anschauung, die aus einem einfachen deutschen Gemüt geboren ist, und Menschen, die etwas davon verstehen — sie könnten Deibel, Gottfried Keller oder Thoma heißen —, werden sich immer daran laben und ihnen freund sein.

brunnen plätschert endlos und kosend, die warm gelben Bögen der Wandelgänge gleiten im Sonnenlicht, der Mitteltrakt trägt ein trauliches Glockentürmchen, und wer gute Ohren hat, kann aus der Kirche den herrlichen Orgelgejang des Künstlers hören, den die Illenau seit einem Menschenalter in ihrem vorzüglichen Musiklehrer besitzt. Da wir nur als Laien spazierengeden, lassen wir die ärztlichen und verwaltungsfleißigen Bauten zur Rechten und Linken liegen, freuen uns nur noch geschwind an der ganz mittelalterlich eingekerkelten Apotheke und schreiten durch den Festaal, der, o wahrhafte köstliche Entzifferung vom diesseitigen und jenseitigen Leben, — unter der Kirche liegt, nach den Gärten, die sich an die zusammenhängenden Bauten des Kerns der Korridor-Anlage anschließen. Auch hier halten wir uns heute nicht weiter auf, lassen darum die Turnhalle unbeachtet und gehen auf die Festwiese! Denn heute, an diesem Sommertage feiert die Anstalt Illenau ihr „Gahlfest“. Auch der gebildetste Mann und der gewiegteste Pächter weiß nicht was das Wort „Gahlen“ bedeutet, wenn er nicht mal in Illenau war. So hieß nämlich ein Patient; aus Dankbarkeit triftre dessen Gattin vor langen Jahren ein Kapital, dessen Zinsen bestimmungsgemäß zu einem Sommerfest zu verwenden sind. (Die Anstalt erfreut sich übrigens einer großen Zahl von Stiftungen, die auch auf diese Weise herbedeistes Zeugnis über die in Dank anerkannte Wirksamkeit des Hauses ablegen.)

Auf der Wiese sind Bänke und Tische aufgeschlagen, Kaffee und Kuchen, Bier und Käsebrötter, Limonade eigener Herstellung werden gereicht. Gegen den Bergbuckel zu ist wahrhaftig ein Karussell aufgeschlagen und dreht sich immer, mit kinderfröhlichen Kranken besetzt, endlos nach der schönen Weise der Drehorgel: „Doo du hi-emelblauer Secc, kennst nicht mein Herzeleid, kennst nicht mein Weech“ oder „Behüt dich Gott, es wär zu schön geweseen, behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein.“ Dabei ist besonders ergreifend, wenn der auf der Trompete begleitende Karussellbesitzer mit der Drehung des Metallbells in rührender Fermate auf den Zuschauer einbläst und wie dann der Schall diminuende verichwindet, um nach 360 Grad Umdrehung wieder in voller Stärke aufzuzwischen. Warum ich gerade dieses Versplattern der Trompetenlieder noch so deutlich im Ohr habe? Deswegen wohl, weil ich aus dem Ruf und Ab die Melodie des Lebens und des Leidens um mich als Gleichnis erkennen möchte. Wenn einmal die Karussell aufhört, fängt die Anstaltskapelle an. Die ist gebildet aus Wärtern und Patienten und da heute großer Tag ist, sind nicht nur ein par Mann Verstärkung aus der Kapelle des Kehler Pionierbataillons dabei, sondern da ist noch ein großer Mann der die kleine Trommel und ein kleiner Mann, der die große Trommel mit Hingabe und entschiedenem Ingenium bearbeitet. Der große Künstler am kleinen Instrument ist der Sohn des Verwalters, mein lieber, jung verstorbener Freund Hans Harter, der kleine Künstler am großen Schlagzeug, das ist „der Schreiber dieses.“ Kein Wunder zuckt es bisweilen schmerzhaft über die Gesichtszüge des Direktors Schüle. Er ist sehr musikalisch und hört lieber ein Beethovensches Streichquartett als den Hogenriedberger mit den Trommelvirtuosen. Er grollt aber trotzdem nicht, denn alles ist auf die kindliche Freude der Kranken ent-

gestellt. Das familiäre, einmalige Zusammengehörigkeitsgefühl, der „Mlenauer Geist“ schwebt über der ganzen heiteren Veranstaltung. Dieser unvergleichliche, bis zur letzten Auswirkung gegenwärtige Gemeinschaftsgeist ist der von den ersten Direktoren Koller und Hergt überkommene Ehrentitel der Anstalt Mlenau und er ist es unter Schüle und nach dessen Tod auch unter Thoma geblieben.

Mit den zwei erstgenannten Namen sind wir zu den Gründungstagen der Mlenau gestochen. Und damit auch zu einer zufälligen Wurzel dieser Pflanzerei. Hat da jüngst im „Karlsruher Tagblatt“ unser Berliner Landsmann Dr. C. S. sehr warm und anerkennend von der Anstalt Herzberge bei Berlin erzählt. Das hat mich als alter Mlenauer ein bißle genickt, denn was da gepriesen wurde, ist nicht nur auch in sämtlichen badischen Anstalten, (Emmendingen, Wiesloch, Konstanz) zu finden, sondern es gingen vielmehr von Mlenau, der Mutter- und Musteranstalt, die fruchtbringenden Gedanken heute noch geltender Maximen aus. Die Reformierung des Irrenwesens, die mit der im Jahre 1842 gegründeten Mlenau in aller Welt sichtbar wurde, hatte den Pforzheimer Irrenarzt Koller (1802 bis 1878) und den Tauberbischofsheimer Kollegen Hergt (1807 bis 1889) zum Schöpfer. Der glückliche Zufall führte dann noch zur Vollendung des seltenen Dreigestirns den Donaueschinger Schüle hinzu. (Seine Persönlichkeit hat der Spezialfachkollege Professor Dr. W. Hellpach in dieser „Pyramide“ für unsere Leser in warmer Eindringlichkeit untrüben.) Wie der Biograph der Psychiater Koller und Hergt, Max Fischer, der jetzige v. grunigartisch und schriftstellerisch bedeutende Direktor der Heil- und Pflegeanstalt bei Wiesloch, in glücklicher Prägung sagt, gehörten sie zu den „Genies der Humanität.“ Nicht Verwahrung, sondern Helling, kein Zwang als Selbstzweck, Schaffung der gewohnten sozialen Umwelt! das waren die Pole, um die sich die ganze körperliche und seelische Therapie der Reformanstalt drehte. Sie gipfelte in der heißen Anstrengung einer ausgeprochenen Familiengemeinschaft. Diese Forderung ist so glänzend erfüllt worden, daß die Mlenau des Kleinstaats Baden ein strahlendes Vorbild für die ganze Welt wurde und in zahllosen Äolen Nachahmung fand. Daneben hat sich nur vom Psychiater richtig zu würdigende Reformen auf dem ganzen und weiten Gebiet des „no restraint“ mit. Als von Bedeutung für die Allgemeinheit ist indessen noch die Mitwirkung Kollers bei der Fassung des § 51 des Reichsstrafgesetzbuches zu erwähnen; es ist jene Bestimmung von der Fesselung oder dem Ausschluss der freien Willensbestimmung bei Geisteskranken. Das allein schon gibt wahrhaftig ein Dokument eines Humanitätsklassikers.

Es muß eine beglückende und rauschend schöne Zeit gewesen sein, von der Schüle in den „Kränzchen“ — das waren die öffentlichen Vereinigungen der Ärzte und Beamten mit den geeigneten Kranken bei Musik, Bier, Zigarren und im Sommer auf der Kegelbahn — in unübertroffener Anschaulichkeit, zuweilen mit blühendem Humor, gerne erzählte. Eine stolze Reihe bedeutender Namen tauchte da auf, die durch die Mlenauer Schüle gegangen ist. Zwei sind auch weiteren Kreisen bekannt geworden. Es ist der Badner v. Kraft-Ebing, dessen „Psychopathia sexualis“ von Laien nicht immer aus psychiatrischem Wissensdrang viel gelesen wird; Kraft-Ebing ward ein Stern der Wiener Universität. Der andere alt-Mlenauer Name ist von der Tragik heldischer Pflichterfüllung umhüllt. Es ist Gubden, jener Irrenarzt, der in ewig unaufgeklärtem Verhängnis bei dem Rettungsveruch mit seinem König, Ludwig II. von Bayern, im Starnberger See ertrank. Da wir gerade in der Zeit des Kufmangeburtstages sind: Auch Kufman war Studienrat in der Anstalt Mlenau gewesen. Damit wir von den wackrigen Höhen der Wissenschaft in die Niederungen des Alltags herabsteigen, sei zu beiderseitiger rein menschlicher Charakterisierung Kufmans und Schüles nacherzählt, was Doktorer bei seinem 50jährigen Mlenauer Dienstjubiläum (1913) in einer illustrierten Versammlung erwähnt hat. Als nämlich Schüle noch schwankte, ob er die Berufung von Freiburg aus nach Mlenau annehmen wolle, meinte Kufman — man hört förmlich den Biedermeierdichter — „Gehen Sie hin, ein Ochsenfleisch werden sie drunten bekommen, wie Sie noch keines gegessen haben!“ Schüle setzte hinzu, daß der diagnostische Meister auch in diesem kulinarischen Punkt Recht behalten habe. (Dies kann sogar von einem ehemaligen, höchst unpsychiatrischen Verwaltungsgesetzten durchaus bestätigt werden.)

Außer den „Kränzchen“, die in verschiedenen „Abteilungen“ alternierend abgehalten werden, gibt es eine Menge kleiner Feste. Hierher gehört auf der Frauenseite die Spinnstube. Dabei wurde geungen, Gedichte vorgelesen, kleine Aufführungen gewagt und an Fastnacht sogar in Trachten festiert. Konzerte mit Künstlern und kunsttrohen Dilettanten sind sehr zahlreich. Viele Sängere und Sängerinnen des Karlsruher Theaters und Karlsruher Kunstlebens waren da. Besondere Freuden bringen auch wandernde Schauspieltruppen wie die von Berthold. Manche Witzpfeifferei ist über die hübsche Theaterbühne des Festsaals gegangen. Aber das Schönste dabei war der Appetit, den die armen Strieße-Jünger beim Kartoffelsalat mit märchen-

haft hochgetürmten Wurstplatten zum Beschluß entwickeln durften! Die Perle in der Festkrone der Mlenau ist das Weihnachtsfest. Eine ähnliche Aufopferungsfreudigkeit und Gemeinschaft in größtem Ausmaß wurde nur in den ersten Kriegsjahren im Feld erlebt. Lange Jahre hatte die Anstalt Mlenau sogar eine kleine Zeitung. Sie hieß das Mlenauer Wochenblatt und enthielt kleine Aufsätze aus dem Leben und dem Gesichtskreis der Kranken und am Schluß stichwortartige Auskünfte über das Befinden der Kranken, worauf deren Angehörigen natürlich am feinsten und häufigsten warteten. Gedruckt wurde das im Jahr 1867 gegründete Blatt ursprünglich von der C. F. Müllerischen Hofbuchhandlung in Karlsruhe. 1896 ging die Anstaltszeitung ein.

Ein Spaziergang durch die Mlenau wäre unvollständig, besuchte man nicht ihren Friedhof. Was Heidelberg, München und andere Städte mit ihren berühmten Waldfriedhöfen systematisch und bewußt erreicht hatten, wuchs am Wäldchen jenseits der Salsbachwaldbener Straße in natürlicher Anmut, unterstützt von einem idyllischen Fleck wunderschöner Heimaterde und gehoben durch Liebe und Sorgfalt aller Beteiligten von selbst auf. Die leid- und friedengesättigte Stimmung, die aus den Trauerbäumen flüßert und von der letzten Genußmasse Heimat raucht, hat ein ehemaliger Beamter, der Diakonus Dr. Emil Freyburger, der auch schöne, leider verschollene Dorfgeschichten geschrieben, in diesen Versen festgehalten:

„Welches Weh liegt hier gebettet,
Welches tiefe Todeschweigen!
Und doch, welcher Lebenszauber
Weht uns an aus allen Zweigen!
O, du schöner Fleck der Erde,
Mlenauer Friedhofsgarten!
Bist ein Bild der Friedensauen,
Die im Himmel unser warten.“

Hat die Mlenau auch keinen Renau, keinen Göbberlin, keinen Robert Schumann und keinen Hugo Wolf, keinen Nietzsche beherbergt, so sind doch bedeutende Namen, die einstens unserm Land und darüber hinaus Glanz gegeben haben, auf den Grabsteinen zu lesen und geben Kunde von den fürchterlichen Rätseln der Krankheit, die wie alle Extreme zwangvoll das Höchste mit dem Tiefsten verknüpfen. Ein badischer Schriftsteller hat nach seiner in der Mlenau gefundenen Genesung ein Buch über die Anstalt geschrieben: Heinrich Hansjakobs „Kranke Tage.“ Darinnen können unsere Leser in der knorrigen, manchmal allzufreimütigen, eigensinnigen und einseitigen Art des beliebten Volkschriftstellers das Leben und Treiben der Anstalt vom Gesichtswinkel des Patienten am besten kennen lernen. Nachdem der Autor tot ist, darf man nicht ohne Humor vielleicht hier einschalten, daß sofort in den ersten Tagen seines Mlenauer Aufenthaltes bekannt wurde, daß er über die Mlenau ein Buch verfassen würde. Das hatte nun eine ergößliche Wirkung: die einen hofierten ihn maßlos, die andern verschlossen sich ängstlich. Sein geistlicher Kollege, ein besonders in der bildenden Kunst hochgebildeter Geistlicher Rat, den ich als Zimmernachbar in treuer und dankbarer Erinnerung über seinen längst erfolgten Tod hinaus bewahre, meinte später immer noch unter dem Druck des indisziplinierten Tagebuchschreibers von der Freiburger Kartthaus beim Begospies, wenn die Spottwogen hochgingen und die in so kleinem Kreis natürliche Mediane blühte: „Seid ruhig, der Hansjakob geht um und schreibt uns sonst in sein Buch.“

Von Patienten-Schicksalen ließe sich mancher dunkle Roman erzählen, der in seiner Abenteuerlichkeit, Phantastik und grandiosen Bunttheit an die Geschichten eine G. A. Poe, E. T. A. Hoffmann, an H. W. Fern heranreichte, und aus den Akten der Anstalt steigen des Lebens Nachtseiten in betäubender Furchtbarkeit auf. Aber man darf davon selbstverständlich nicht reden, denn jede Familie hat „ein Skelett im Hause“ und das Schweigen hat man in Mlenau gelernt wie ein Trappist. Die Erzählung „Alra“ hat Hansjakob übrigens aus einem Mlenauer Schicksal geformt. Was man zuweilen in epidemieartigen Wellen an Angriffsliteratur gegen Irrenanstalten, in früheren Jahren mehr als gegenwärtig, erlebte, war in der Regel die gefährliche Mischung oft wahrer, aber in nuce gesehen harmloser und ärztlich durchaus angezeigter Behandlungsergebnisse in der verzerrenden Darstellung anscheinend Gesunder, deren Auslassungen in der berückichtigten Scheinlogik an sich scharfgeistiger Hysteriker ein betäubendes und die große Masse oft verwirrendes Bild gaben. Nachdem die badischen Anstalten zur freiwilligen Aufnahme und zur äußersten Beschränkung des amtlichen Apparats (der jetzt von niemand ärgerlicher empfunden wurde als von der Anstaltsleitung selbst) gelangt sind, haben sich die Irrenanstalten eines letzten Motives zum Vorurteil entledigt und sind in der Tat Sanatorien geworden wie andere Krankenhäuser auch. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die Nervenkranken in unsern Irrenanstalten nach den modernsten Methoden (Psychoanalyse, neueste Paralysebehandlung, Wassermannsche Untersuchung, Wasserturen usw.) behandelt werden und daß

trotz der finanziell erheblich erschwerten Verhältnisse die alte Tradition Koller-Hergt-Schule, die vom jetzigen Illenauer Direktor Ernst Thoma als Erbe so verwaltet wird, daß er es auch selbst besitzt, hochgehalten wird. Wie allerorts bei gemeinnützigen Anstalten ist das geldliche Defizit gewaltig und besonders auch durch die Vermehrung des Personals infolge des 8 Stundentags nur durch Abwälzung der Kosten auf die Patienten einigermaßen anzugleichen. Hiermit kommt als betrüblichste Erscheinung unserer Zeitalter in Betracht der Irrenanstalten der humanitäre Gedanke Mollers, daß der Staat für die durch Erkrankung wirtschaftlich Schwachen eintreten müsse — was früher durch unglaublich niedere Verpflegungssätze nach Möglichkeit erfüllt war — leider zu Fall. Eine weitere Steigerung der Preise (man erinnere sich an die jüngsten Verhandlungen im Landtag) kann der Mittelstand nicht mehr ertragen, insbesondere, da die geistigen Erkrankungen in der Regel länger dauern als die körperlichen. Viele Kranke werden dadurch leider abgehalbt, rechtzeitig Heilung zu suchen. Das Elend kann dann endlos werden . . .

So überlastet und überhattet sind unsere Tage durch die

Willy Hellpach / Heinrich Schüle.

Mit dem im Dezember 1916 verstorbenen Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Illenau, Heinrich Schüle, ist ein Zeitalter zu Grabe getragen worden. Dort, wo die oberrheinische Ebene um den Herbst ein wenig gilbend in ihrem sonst schier unwandelbaren Sattgrün der Wiesenteppe — dort, wo sie in einem Schwung ohnegleichen zu den kahlen Hornsgründen des nördlichen Schwarzwalds sich hinaufreckt, ward dem großen Arzt der Illenau die letzte Ruhe bereitet. Auf „seinem“ Friedhof: dem schönsten Gottesacker, den ein ruhebedürftiges Herz sich erträumen mag, einem stillen, lauschigen Waldwinkel, zu dessen Gräbern der süddeutsche Himmel nur durchsichtige Gewölk uralter, eng verästelter Baumkronen herniederschaut. Hier ist Stille, Einsamkeit, Sammlung; an warmen Sommertagen hört das Ohr die Wipfel leise wehen, die Bienen summen, einen Bach ferne rauschen; und hört der lauschende Geist wohl seltsame Stimmen der Vergangenheit, die aus den schlichten Namensinschriften der mächtigen, alten Grabkreuze räumen. Vornehme Adelsgeschlechter haben sich hier in ihren letzten Sprossen ein Stellchen gegeben, und namenlose Bürgerliche liegen stumm zwischen ihnen; hier könnte einer, wie einst Georg Herrmann vom Grabstein der Henriette Jacoby des Zettchen Gebert Geschichte, so manche Schicksalstragödie der Einzelnen und der Familien ablesen. Hier schlafen sie, Grab an Grab, die drüben in der Heil- und Pflegeanstalt erst ihren Geist und dann ihr physisches Leben ausgehaucht — die ärmsten aller Kranken, in deren Gesicht nicht der wütendste Schmerz und nicht die endloseste Qual andern Leidens heranzieht: die Irren. Treu bis in den Tod aber gesellen ihre Ärzte sich ihnen zu. Nun ist auch der alte Schüle gekommen; und man meint, es müßte ein dankbares, verehrendes Flüstern aus diesen Gräbern ihn begrüßt haben.

Er ging zur Ruhe und eine Zeit mit ihm. Ihr Letzter war er. Ich werde es nie vergessen, und nicht bloß, weil es eine der echten, sondern auch weil's eine der letzten gemeinsamen Kundgebungen europäischer Nationen vor der Kriegszerrüttung war — nicht arrangiert, nicht bestellt, auch nicht entzündet durch rhetorisches Geschick, sondern spontan im allerbesten Sinne, ausgelöst durch die Macht der Gefühle, die eine bunt zusammengewürfelte Versammlung beim Anblick eines greisen Menschen überwältigte: auf dem internationalen Irrenärztekongress in Berlin 1910 gab es eine große Debatte über „serologische“ Probleme; alles sprach, was Namen trug; zwei Duzend Redner mochten ihr Sprüchlein getan haben, leise begann die Ermattung der Teilnahme — da stand der alte Schüle oben — „Herr Schüle-Illenau“ verkündete der Präsident: und in diesem Augenblick brach, noch ehe der zu Wort Gemeldete die Lippen öffnen konnte, ein Beifallssturm los, wie er selten nur einem Sprecher nach hinreißendem Erfolg beschieden ist. Franzosen und Briten, Italiener und Russen, Belgier und Skandinavier weitesterten im herzlichsten Gruß, und die Deutschen mit ihnen. Man beugte sich vor einem Mann, und man blickte bewegt auf eine versinkende Zeit, die Männer solcher Art geboren hatte.

Wer ihn kennen lernte, auf den wirkte der hochgewachsene Greis mit den noch immer charakteristischen grauen Locken fast priesterlich. Das behagte nicht jedem. Er nahm wohl die Hände des Gegenüber, hielt sie im Sprechen lange fest, redete nicht ohne Pathos, in gewählten Worten, die gerne etwas Liebes sagten, und mancher mißtraute der Echtheit von so viel Zeremonie. Er hatte „Geste“, legte in bewegten Sekunden die edel geformte Hand dorthin, wo das Herz schlägt, schien jede Kopfbewegung, jede Miene wohl abzumessen — und eine Generation, der nüchternen Formlosigkeit über alles ging, beurteilte derlei

schwere Not, daß wir sogar in einer Mauderei über die gegenwärtige Illenau in das Wirtschaftsgebiet geglitten sind. Darüber wollen wir aber nicht einen Hauptzweck dieser Zeilen vermissen: Man scheue sich nicht, eine Heil- und Pflegeanstalt aufzusuchen, wenn die Not dazu mahnt. Man streife endlich die angelesenen finsternen Vorurteile ab und sei so aufgeklärt, zu erkennen, daß eine geistige Krankheit dieselbe unglückliche Schicksalung ist, die den Patienten nach dem Buisenheim oder der orthopädischen Anstalt treiben kann. Ein Patient, der freiwillig gekommen war, sagte mir mal in Angesichts der Umstände beneidenswertem Humor: „Meine Kollegen wickeln, daß ich nach der Illenau gegangen bin, sie natürlich können keinen Verstand verlieren, weil sie keinen haben.“ Dieser ehemalige Patient ist seit Jahr und Tag völlig gesund und arbeitet immer noch zu viel. Das war auch der Grund seiner früheren Erkrankung. In dieser Hinsicht scheint allerdings eine Ueberfüllung der Anstalten vorerst nicht allzu wahrscheinlich. Der Neue von 1921 mag das schon wirksamer sein. Doch hier begänne ein neues Kapitel, das der Arzt schreiben müßte. Und noch manches andere in unserer Liebesfreien Zeit dazu!

leicht als Poje. Erst wer ihm nähertrat, lernte die Echtheit seiner Würde und seiner Feierlichkeit kennen. Er war eben einer von jenen großen alten Ärzten, die priesterliche Dikata, aber auch (und nicht zuletzt durch sie) priesterliche Nähe zu dem Menschen hatten, der sie suchte; er stand über und gerade dadurch tief mitten in ihm. Es sind sechs Jahrzehnte, daß er studiert hatte — sechs Jahrzehnte! Wir kommen zurückrechnend, geradenwegs ins Zeitalter der dogmatischen Psychiatrie hinein, dessen Todeskämpfe er in den Jahren miterlebt hat, wo man am stärksten aufnimmt und verarbeitet. Und er war ein moderner Irrenarzt geworden; er ist nie in den Schmolzwinkel der überholten Alten gegangen, er blieb vielmehr, unter reichlichem Verzicht auf die Geltung liebesweiser eigener Ansicht, so aufrichtiger Tatsachenmensch, so durch und durch von wahrer Wissenschaftlichkeit gesättigt, daß seine Illenau den für die Landesanstalten selten gewordenen Ruhmeskranz einer Stätte wissenschaftlicher Arbeit bis heute auf dem Haupte tragen konnte: sie hat an den wichtigen Problemen der Serumforschung tätig mitgewirkt, und die nicht minder wichtige Familien- und Vererbungskunde, die für den Psychopathologen „Belastungs“-Kunde wird, war bis in die letzten Tage ein Diebstahlsgegenstand des alten Geheimrats. Aber freilich, so weit gehörte er zeitlebens der alten Zeit an, daß er nie ganz bloßer Spezialist ward. Er behielt einen tiefen Drang zur Universalität und kostete alle Schmerzen der wachsenden Schwierigkeit, ihn zu stillen; er hat die Philosophie niemals aus dem Auge verloren, den Machtwert der Religionen nie leicht verkannt. — Hans Jakob, der leider eine Zeitlang sein Patient sein mußte, gedenkt in seiner vielgelesenen Illenau-Erinnerung „Aus kranken Tagen“ mit Nachdruck solcher Eigenart, die diesen Arzt von vielen seiner Berufsgenossen bezeichnend abhob. Er konnte nie wärmer werden, als wenn er bei Erscheinungen der jüngsten Generation aufs Wiedererwachen ähnlicher Neigungen traf; aber er konnte auch nie vergessen, daß die Forschung selber unabhängig von allem Glauben, Glauben-Wollen, oder gar Glauben-Wüssen zu bleiben und niemals wieder eine Magd, sei es der Theologen zu werden habe. So war er modern und hatte doch vom Alten das Beste herübergerettet: die unzerstückelte Ganzheit der inneren und — der äußeren Persönlichkeit.

Der Äußerer: denn er befaß, er meisterte nach „Form“. Das gerade ließ ihn einer Jugend, der Sachlichkeit fast zum Gößen geworden war, manchmal fremdartig erscheinen; vielleicht wäre er den Kommenden, die des Deutschtums Pflicht auch zur Formfindung in den Erlebnissen weltkatastrophalen Kriegs-Geschehens erkannt haben mögen, damit wieder näher gewesen. Er übte die Form genau so wie er sie liebte, an Natur und Mensch liebte. Formvolle Rede und Schreibweise begeisterte ihn, und er pries es als ein Glück, an das kein Dank heranreichte, daß sein Lebensschicksal ihn dorthin gesetzt hatte, wo Menschenhand einen wundervollen Adel baulicher Formen in eine seltene Harmonie landschaftlicher eingeleiert hatte. Die Schönheit, inmitten deren er seine düstere Berufspflicht erfüllen durfte, mag ihn auch darüber getröstet haben, daß ihn eigentlich eine herbe Enttäuschung hier festgebannt hatte — denn er war einmal, und zu Recht, wahrlich nahe daran gewesen, einer berühmten Fakultät als der Würdigste für den psychiatrischen Lehrstuhl zu erscheinen, jedoch (o academia! o professores!) er mußte es entgelten, daß seines Chefs, seines Lehrers Art nicht gefiel, und so ward nichts aus der Berufung. (Nach Zürich, D. Red.)

Er war ein großer Irrenarzt, und seinesgleichen ist, trotz allen psychiatrischen Fortschritts, seltener geworden. Seine Menschlichkeit frönte noch den Duft jener Humanität aus, die längst als veraltet gilt, man darf ruhig sagen, es verkörperte

die Erscheinung jenes Deutschen, den die Welt noch geliebt hat. Er war ein Badner aus den Jahrzehnten, da das kleine Land dem deutschen öffentlichen Leben eine merkwürdige Fülle interessanter Persönlichkeiten schenkte. Ihm war, in seiner Lebenswürdigkeit, seiner Haltung, seiner Formenliebe etwas mitgegeben, das schon aufs linke Rheinufer hinüberwies, und doch blieb er in seiner Gründlichkeit, seiner Echtheit, seiner Tiefe, seiner geistigen Universalität ein Deutscher, den die an-

deren nicht nachmachen. Ein Irrenarzt und dennoch ein Menschenkenner; ein Gelehrter und dennoch ein Seelsorger. Er hatte, gleich den meisten, die etwas zuwegebringen, für andere Menschen viel Zeit, und starb in den Seelen. Er war in gar keiner Faser sonderlich oder wunderbar, wie man sich's im Publikum von den Psychiatern gern vorstellt — er stand stets über seinen Kranken; und ruht nun mitten unter ihnen, als hätte er im Tode noch die Toten zu betreuen ...

Magda Fuhrmann / Nr. 45: „Sterbender“.

Gehe die Krankenschwester morgen früh in mein Zimmer tritt, muß es geschehen sein. Ich werde mich aus dem Fenster gestürzt haben. Im vierten Stock der Nervenheilanstalt lebe ich, da ist ein Sprung von unsehlbarer Wirkung.

Warum schreibe ich aber noch kurz vor meinem Tode? Ich sollte die Schmerzenslast, die ich durch Monate schweigend getragen, stumm ins Grab nehmen. Das wäre wenigstens logisch. Aber eine unheilbare Kranke hat ja das Recht, unlogisch zu sein. Und daher decke ich alles auf, ehe ich das Leben verlasse. Das Leben? Ein langsames Sterben war es zuletzt für mich, eine dunkle Welt unendlicher Leiden.

Die Leute wußten hier, daß ich an einer sogenannten fixen Idee litt, doch ahnte niemand den wahren Sachverhalt, den ich nun der Öffentlichkeit preisgebe, einer herrischen Sehnsucht nach Aussprache gehorchend.

Als der freundliche Geheimrat mich empfing, bat er höflich um Entschuldigung, mir, wegen Platzmangel, kein eleganteres, weniger hoch gelegenes Zimmer anweisen zu können und äußerte gleichzeitig sein Verlangen, in mir die hochtalentvolle, jüngst berühmte Malerin Erika Martens kennen zu lernen, die Schöpferin des „Sterbenden“ der als fünfundvierzigtes Delgemälde der letzten Ausstellung in München das Publikum so begeisterte und dessen tausendfältige Reproduktionen man in den Schaufenstern in jeder Kunsthandlung sah.

Diese, in völliger Harmlosigkeit, geäußerte Anspielung auf mein unheiliges Bild empfand ich gleich als schlechte Vorbedeutung. Und richtig, das Sanatorium brachte mir keine Hilfe. Vier Wochen saß ich bereits hier und schaute täglich aus dem Fenster meines sonnigen Zimmers hinunter in den Garten, wie von der Höhe ins Tal. Ins Tal des Todes. Diese Bezeichnung stimmt wohl am besten zu diesem stillen, dunklen Park mit seinen laugen, steilen Alleen, seinen farb- und duftlosen Beeten, seinen verschwiegenen Lauben in denen schone Menschen sich hinter Rollschirmen vor der Außenwelt verborgen. Jeder von ihnen ist ein Verunglückter. Jeder hat seine schwerkranke Stelle, die von der Totendecke dieses Friedhofgartens erbarmend eingehüllt werden soll. Oder ist der Tod hier nur ein Scheintod? Denn ganz im Geheimen leben diese fürchterlichen Morituri ihr unheimliches Leben ja noch immer weiter. Sie alle liegen in schweren Ketten, gleich mir vielfach bloß an einen einzigen Gedanken angeknüpelt.

Anfangs hielt man mich für einen besonderen Treffer der Heilanstalt, für eine selten reizvolle Blüte des menschlichen Krankheitsbaumes. Aber die eleganten Rückenmarkspatienten begriffen schon sehr bald, daß ich vor ihren morbiden Guldäugen nur betäubenden Ekstase empfand und ich mehr denn je meiner wachsenden Seelenlast anheimfiel. Ich weiß, daß ich untergehe!

Denn ich bin eine heimliche Verbrecherin. Meine „fixe Idee“ ist nichts wie Gewissensqual. Der gute Geheimrat konnte mir nicht helfen, weil mir nicht mehr zu helfen war.

Ich habe etwas Ausschuldes getan: einen Sterbenden geschändet!

Totenschändung! Es klingt nach Blutragedien finsternen Mittelalters und es ist schlimmer wie Treubruch. Nein, meinen jungen Gatten betrog ich nie, aber ich schändete ihn im Sterben. Sein ergreifender, heiliger Tod wurde mir zum künstlerischen „Motiv“, das ich einer gaffenden Menschenmenge schamlos hinwarf und aus dem ich Gold und Ruhm machte. Ein Schaustück war dieser Tod geworden, eine Nummer, die fünfundvierzigste Nummer der Münchener Jahresausstellung.

Für diese Handlung gibt es kein Verzeihen und Erklären. Und doch möchte ich alles erklären. Aber wem? Dem Geheimrat etwa? oder den Krankenschwestern mit dem populären Mitleid? Lieber will ich's der Sommernacht erzählen und dem Mond und dem seltsamen Vogel, der im alten Lindenbaum vor meinem Fenster sitzt, schlaflos, wie ich. Sein Lied klingt wie das Fallen heißer, dunkler Tropfen, Mollakorde, Tränen.

Soll ich zu dir sprechen schlafloser Vogel? ...

Einem silbernen Schwan gleich, segelt der Mond hinter den hohen Bäumen. Die ganze Nacht schimmert in weißem Feuer. Eine Farbe ungreifbar, unmalbar, wie feine, lautlose Seelenstimmungen.

Dir will ich alles sagen, Sommermondnacht.

Ich gehörte zu den Frauen, die vom Wahn befangen sind, daß die echte Liebe den Tod im Geliebten bedeute: sterben muß das Ich im Du! Um so heftiger war meine Enttäuschung als ich sah, daß mein sehr betontes Ich keineswegs im erwähnten Mann ausging. Obgleich ich an meinem Gatten in aufrichtiger Neigung hing, obgleich seine ganze, unendlich sympathische Persönlichkeit mich durchaus anzog, empfand ich an seiner Seite doch immer noch den alten, rücksichtslosen Schaffensdrang und Ehrgeiz, verbunden mit lodender Sehnsucht nach äußerem und innerem Erleben. Auf dem Lande erblüht, an die epische Breite von beinahe homerischen Verhältnissen gewöhnt, beengte das Provinznest, in das die Tätigkeit meines Mannes mich verpflanzt hatte, unlagbar. Es war ein Städtchen in Miniaturausgabe, eine funkelneue Puppenstadt vom Geburtstagskisch des braven Hänschen. Alle Häuser wie aus einem Hautsaften, alle Menschen, Bäume, und Tiere wie aus einer Kinder-Schäfererei. Nicht Natur, bloß eine nett gefirniste Kopie von Natur. Die zwei geistigen Organe dieser Stadt bestanden in einem Theater und in einer Leihbibliothek, die einer Krankenschwester von fünfundfünfzig Jahren gleich. Im Theater wurde man aber mit einem liebenswürdig-bekömmlichen Lustspielkalat gefüttert, den ich trotzdem nicht vertrug. Alles in diesem Nest wickelte sich nach vorgezeichneten, eisernen Gesetzen ab. Man wurde geboren, langweilte sich und starb. Es wäre niemandem eingefallen, vor der angeordneten Frist zu sterben, ebenso wie man nicht vor dem Mittag aß.

Nun war ich eine durch und durch gefestigte Natur, die sich gegen die blutige-beleidigenden, monotonen Gewohnheiten dieses zähen Städtchens auflehnte. Mein Künstler temperament er schien mir hier vergewaltigt. Die Kunst war mir heilig. Beten und schaffen hielt ich für dasselbe. Früher hatte es mir nie an originellen Gedanken zu Skizzen gefehlt, während meine Produktionsfähigkeit jetzt allmählich versiechte. Ich verschnappte nach Motiven und lernte dabei das Einzige, das dieses Städtchen mir an Vorwürfen bieten konnte, das Genrehafte, ab. Pahl! lackierter Kunstfisch, nett, bunt, naiv, Pralinendeckel-Manier, ekelhaft unschuldig wie alles übrige. Selbst das Wetter war hier von derselben unmöglichen Harmlosigkeit: immer normal, ohne gewalttätige Uebergänge. Ich habe in jener Zeit nie einen Sturm oder einen richtigen Stindflurregen erlebt, wie er doch anderswo überall im Herbst vorkommt.

Daß mir selbst keine Ideen zu Bildern einfielen, legte ich jetzt anderen zur Last, besonders meinem hochgefinnten, jungen Gatten. Er sollte mich künstlerisch anregen und fördern, statt immer nur — allerdings warm teilnehmender — Zuhörer zu bleiben. Von jeher tief schweigsam, sprach er nun noch viel weniger. Und selbst wenn er sich einmal äußerte, blieb er innerlich trotzdem völlig stumm, denn seine Seele zog sich schon vor meiner aufdringlichen, wortreichen Künstler-Selbstherrlichkeit zurück. Das ist mir erst später klar geworden. Als er mir eines Abends das Geld zu einer längeren Studienreise in den Süden auf den Tisch legte, fiel ich ihm haltlos glücklich um den Hals, ohne zu bedenken, wie sehr mein stürmischer Jubel ihn verletzen mußte. Ich fragte nicht nach den flehigen Nächten, schweren Entbehrungen, die mir jene Reise ermöglichten. Heinrichs Trennungsschmerz erschien mir mehr lächerlich wie rührend. Fauchzend empfand ich nur eins: ich durfte wieder Künstlerin sein, arbeiten, leben! Farbenstrahlende Motive, feine Linienprobleme tauchten vor mir auf. Nun kam das Große, Geniale, das ich um jeden Preis schaffen mußte.

„Wie erregt du bist, Viehling“ sagte Heinrich besorgt, „traust du dich wirklich so sehr? Nun, es trifft sich gut, daß ich gleichzeitig in einem anderen Städtchen neue Arbeit bekommen, den Umbau eines Bahnhofs. So können wir zusammen abreisen.“

An einem grauen Junimorgen verließen wir den von mir so gehaßten Ort. Heinrich sah melancholisch vor sich hin. Ich aber spähte voll Spannung aus dem Waggonfenster in die neblige Fröhe hinaus. Mir war, als hielten diese dichten Schleier etwas Wunderbares für mich verborgen. Sie würden sich bald verteilen, und ich mußte dann das Schönste meines Lebens erblicken, das Aller Schönste das meine Augen noch geschaut.

Ein kleines Etüd Weas machten wir zusammen, dann kam Trennung. Je weiter ich reiste, desto fesselnder wurde die Szenerie: hier ein stiller See über dem ein dunkelgoldener

Himmel schwebte, dort in den Bergen eine frohgrüne Matte die im Mittagschlaf vor sich hinschleifte. Dann der Süden, wo die Natur unmerklich in Kunst überging, Palmenhaine, Marmorbilder, schwarze, monumentale Bäume, Nester die nach Karzissen dufteten. Glückselig bis zur Ergriffenheit wollte ich diese ganze Welt wie einen heißgeliebten Menschen küssen.

Am Tage verschonte ein glänzender Eindruck den anderen. Ich konnte mich auf nichts besinnen, vermochte nichts festzuhalten. Abends sah ich auf erleuchteten Terrassen und in Speisekassen. Die Atmosphäre von Spiegeln, Plüsch, Propfenknallen und Zigarrenwolken erfüllte mich mit angenehmer Aufregung. Aber meine Leinwand blieb leer. Ich war zu berauscht, um arbeiten zu können. Wohl skizzierte ich hin und wieder im Fluge, aber ich fand nicht das Motiv zu einem größeren, durchschlagenden Bilde. Umgeben von zahllosem Anregenden und Bohnenden, vermochte ich doch nichts zu leisten. Da kam eine tiefe Trauer über mich. Ich war also keineswegs die überquellende reiche Künstlernatur für die ich mich immer gehalten. Die Schuld meiner Unfruchtbarkeit lag fraglos einzig in mir selbst.

Ueber dieser vernichtenden Erkenntnis grübelnd traf mich eine Depesche, die mich unverzüglich zu meinem Manne rief. Er wäre bei seinem Vau verunlückt und man erwarte mich in der Klinik des fremden Städtchens.

Noch an demselben Abend reiste ich ab. Eine dunkle Regenacht. Der Sturm schlug an die Waggonfenster. Mein Herz schrie auf. Am liebsten wollte ich draußen stehen und mich vom Winde peitschen lassen. Für einen Augenblick zeigte der Mond sich durch Wolkenstrahlen. Ich erschrak vor seinem Blick. Vieles empfand ich in dieser Eisenbahnacht. Verzweiflung über meine erfolglose Studienfahrt, Wut über die eigene Unzulänglichkeit, Sorge um Heinrich und Unwillen gegen ihn, der diese ganze Reise so früh unterbrach.

Am anderen Tage lanote ich an. Bis zum nächsten Morgen sah ich am Bett meines Mannes. Er hatte bereits vor einer Woche den bösen Fall getan und verboten, mich zu benachrichtigen. Anfangs sei es ihm in der Klinik ganz leidlich gegangen, dann jedoch trat Blutvergiftung ein, durch eine Unvorsichtigkeit seinerseits veranlaßt. Als ich ihn sah, schien sein Fieber geringer, aber er kam mir völlig entkräftet vor, ein Sterbender.

Dieser Tag in der Klinik ist mir für immer ins Innerste Mark gedrunken. Im Hospital, das außerhalb der Stadt lag, sprach jedes einzelne Stück der knappen, phantasielosen Einrichtung von unbedingter Erziehung ins Unvermeidliche. Wände, Tische, Verbandmaterial, Medizinischekränke predigten den kühlen Heroismus der Disziplin und ein scharfer Desinfektionsgeruch überfüllte den brennenden Sommerdunst der durch die offenen Fenster in die Krankenzelle drang.

Die Stunden schlichen hin. Ich wußte nicht, ob Heinrich mich erkannt habe. Ab und zu erschienen Ärzte in weißen Mänteln und die Krankenschwestern walteten ihres Amtes. Hoch am blauobernden Nachmittagsstern stand noch die Sonne. Lächelnd lauschte der Juli dem süßen, weichen Wieselgelgen summender Insekten. Draußen wurde gemäht. Jemand sang.

Wie ist dies alles doch unfassbar schön, dachte ich. Eigentlich sollte ich mir einen heißen Heustrank brauen und auf dem Altar des Lebens opfern. Was geht das ganze Hospital mich überhaupt an?

Ich weiß nicht, weshalb ich so dachte. Aber unvorhergesehene Einfälle kamen mir, unerlaubte. Der Mond stieg flimmernd rot auf. Er glühte, weil er liebte, weil er die Juli nacht liebte, die ihn weiblich umschmeichelte. Und ich begriff nicht, daß ich alles so mitzuempfinden vermochte, den verbenden Mond und die leise verhallende Nacht.

Es wurde kühl, grauer. Heinrich wandte plötzlich den Kopf nach mir um. „Verzeih mir, daß ich dich nicht glücklicher machen konnte“, sagte er langsam.

Daß ich dich nicht glücklicher machen konnte, sagte er.

„Ihnen wird ja schlecht, gehen Sie für einige Minuten an die frische Luft“ rief mir die Schwester mahnend zu, denn ich drohte in Ohnmacht zu fallen.

Es begann zu tagen. Ich sah über die tauigen Wiesen. Im hohen Gras fand ich eine dunkelblauene Blume mit strahlendem Herzen. Und es fiel mir ein, daß man den Blumen eine Seele zuspricht. Aber in dieser seltsamen Blume war gewiß keine Blumenseele. Eines Menschen Seele war in ihr, Heinrichs Seele. Ich brach die Blume und steckte sie an die Brust. Meine Tränen sind auf sie gesunken.

Als ich wieder in die Hospitalzelle trat, blieb ich erstarrt stehen. Der erste Sonnenfunke küßte Heinrichs sterbende, rosebleiche Hände. Alles Körperliche schien von ihm gewichen, nur das Ewige im Zeitlichen war geblieben, das was er einst gewesen und im Tode wieder geworden war. Plötzlich wußte ich, daß ich ihn jetzt eigentlich zum ersten Mal gesehen hatte. Er kam mir so schön vor, zum Schluß schön, daß ich den Atem anhalten mußte.

Und da . . . da fiel mich jener rasche, verführerische Gedanke an: ich will ihn malen! Das wird mein Meisterwerk sein. Vergebens suchte ich es auf der Reise, aber hier habe ich es gefunden.

Mit bebenden Händen holte ich einen kleinen Farbensäßen, den ich stets bei mir führte und vollbrachte wie unter einem harten Zwang die schreckliche Arbeit. Im Leben regte mein armer Gatte mich nie zu der geringsten künstlerischen Leistung an. Mochte er es nun im Tode tun! Malen, malen, diesen großen Blick festhalten, diesen unwahrscheinlich schönen Idealkopf! Er sah, er begriff ja mein Handeln nicht. Was lag an diesem geringen Menschen neben der hohen Kunst?

Die intensive Arbeit griff mich derartig an, daß ich plötzlich mit einem Ausschrei zu Boden stürzte. Im Fallen sah ich dies alles: das weiße Bett, den Tisch, die welkende Blume an meiner Brust. Sie lächelt mir zu, dachte ich, sie lächelt wie ein Kind im Sterben. —

Nachdem ich Heinrich begraben, reiste ich heim und schuf, vor meiner großen Leinwand sitzend, mit geschärften Sinnen, aufmerksam, beinahe kalt. Als ich mein Werk vollendet, bestellte ich einen gewollt-jählichen, aber sehr geschmackvollen Rahmen und sandte das Bild in die Münchener Jahresausstellung: Erika Martens „Sterbender.“ Ein schmuckloses Zimmer, ein Sterbender, ein Morgenjüngling, eine Blume mit einem Herzen — nichts weiter. Aber es schlug ein. Ich erhielt Briefe, Angebote, glänzende Kritiken. Der Ruhm verwirrte mich, ich dachte an nichts anderes mehr.

Eines Tages stand ich vor meinem Bilde im Ausstellungssaal. Ich war nach München gereist, um den Beifallssturm des Publikums zu lauschen. Da wandte eine alte Frau mit seltsam tiefen Augen sich an mich.

„Ich sah noch nie etwas ähnlich Ergreifendes“ sagte sie, „wer mag diese Künstlerin sein?“

Sofort stellte ich mich ihr vor. Meine Eitelkeit berauschte sich wieder an diesen Neuerungen.

Eine Weile schwiegen wir beide. Dann fragte die alte Dame. „Malten Sie diesen Mann ganz nach dem Leben Frau Martens? Ich meine, Sie haben dieses sterbende Antlitz genau gefaßt, aber um einen sehr nahen Menschen kann es sich ja natürlich bei so einer Arbeit nicht handeln.“

„Es war mein Mann.“

Als ich diese Worte ausgesprochen, geschah mir jenes Furchtbare: ich wurde mir meiner grauenhaften Tat bewußt.

Wahrscheinlich wäre ich ja auch ohne diesen Anlaß zur Erkenntnis meines Verbrechens gekommen, denn mein Künstler-taumen hätte nicht ewig gewährt. So geschah es nur früher und schrecklicher.

Mit wankenden Knien jagte ich aus dem Bilderjaal. Zu Hause angelangt, sah ich nach meinem Kopf und schluchzte. Nicht nur im Leben, sondern auch im Sterben hatte ich meinen Gatten mißhandelt und dazu meine Kunst entheiligt. Ich besaß keine Ehre mehr.

Dann kamen die Wochen und Monate lastender Dual, die Gewissensbisse, die Reue. Vom Urwald finsterner Wucherwildnis kam sie, die große Reue und setzte sich nachts auf mein Bett, eine verkrümmte Frauengestalt mit einem grauen Wölfinnenkopf, dem Grau der Eulen, Krähen und Fledermäuse von denen sie hernde Menschen halluzinieren. Aus allen Teilen ihres zuckenden Körpers brachen brennende Schlangen hervor, die sich mit giftigem Biß um mich wandten. Es waren die Bormwürfe, die mich erstickend mußteten.

Man brachte mich in die Nervenheilanstalt. Ich fand keine Linderung. Wenn die unheimlichen Erscheinungen mich nicht folterten, dann schluchzte Heinrichs Stimme in mir: „Verzeihe mir, daß ich dich nicht glücklicher machen konnte.“

Heinrich, nun habe ich wohl den letzten Grad des Elends erreicht, nun darf ich sterben. Und dann lebst die ungesähre Vorstellung in mir, dir im Tode näher zu kommen.

Als eine Bettlerin, als eine Büßende, will ich dir begegnen, Erbarme dich meiner! Sage mir, daß du mir vergibst. Liebster, wirst du es sagen? Werden Tränen aus deinen Augen auf mich niederstinken, Tränen des Verzeihens? Wie eine heilige Kostbarkeit müßte ich sie sammeln und sie am Herzen tragen als Reliquie.

Und wenn du mir vergeben könntest, dann wäre ich endlich frei! Dann käme ich zu dir als deine Geliebte. Feiner, erfinderischer würde ich dich lieben, wie je auf Erden. Stärker vermag ich dich nun zu lieben, weil ich so um dich gelitten. Du bist das hehre Feuer, das alles Niedrige in mir verbrennen soll. Nimm mich, wärme mich in der Kälte des Todeschauerens.

Blumen werde ich dir bringen, weiße Blumen, deren goldene Staubfäden Hasen bilden, Hasen von tiefeliger Tonfülle. Spielen sollst du auf ihnen, mit schlanken Poetenhänden.

Siehe ich komme zu dir, mein Erwählter, mein Dichter! Du!